

Predigt zu Johannes 9,1-7

1

In Berlin gab es einen Lehrer, der für ein besonderes Ritual zu Beginn seines Unterrichts bekannt war. Nachdem er seine Schulklasse begrüßt hatte, verneigte er sich vor seinen Schülerinnen und Schülern. Als man ihn fragte, warum er das tat, sagte er: „Ich verneige mich deshalb vor meinen Schülern, weil ich ja nicht weiß, ob einer von ihnen vielleicht ein Genie oder ein zukünftiger Nobelpreisträger sein könnte.“ Auf den ersten Blick wirkt dieses ungewöhnliche Ritual vielleicht etwas seltsam. Und doch hat der Lehrer damit deutlich gemacht, mit welchen Augen er seine Schulkinder anschaute: Mit einem liebevollen Blick, der in den Kindern schon mehr sieht als das, was unmittelbar vor Augen ist. Interessanterweise wird erzählt, dass dieser besondere Blick auch einen spürbaren Einfluss auf die Begeisterung und Fähigkeiten seiner Schülerinnen und Schüler hatte. Noch Jahre später erzählten viele von ihnen, wie dieser besondere Lehrer ihnen dabei geholfen hatte, ihren eigenen Weg ins Leben zu finden. Ganz offenbar hat es einen Einfluss auf die Welt, mit welchen Augen wir sie anschauen und wie wir angeschaut werden.

Auch in unserem Bibeltext von der Heilung des Blinden geht es darum, mit welchen Augen wir die Welt anschauen. Sowohl Jesus als auch seine Jünger sehen den blinden Mann, der vermutlich am Rande des Tempelbezirks um Almosen bettelte. Und trotzdem schauen sie ihn jeweils mit ganz unterschiedlichen Augen an.

2

Da ist zunächst einmal der Blick der Jünger. Sie fragen sich nicht: „Wie können wir diesem Mann helfen?“, sondern: „Wer trägt die Schuld an seinem Schicksal? Er selbst oder seine Eltern?“ Blind sein war in der damaligen Zeit wahrscheinlich noch schlimmer als heute. Kein Sozialnetz, das ihn auffing, keine technischen Hilfsmittel. Blinde mussten damals betteln, um zu überleben. Warum musste gerade er blind werden? Jesu Jünger stellen diese Frage. Haben seine Eltern gesündigt oder war es er selbst. Die Jünger sahen damals solche Krankheiten also als Folge von einem Abfall von Gott. Sie stellten sich vor, dass entweder er oder seine Eltern etwas Schreckliches getan haben, sich versündigt haben und zur Strafe ist dann der Sohn bei Geburt blind geworden. Krankheit als Strafe. Diesen Gedanken gibt es bis heute. Kranke Menschen fragen sich oft: Warum gerade ich? Und sie suchen, in ihrem Leben nach Fehlern, die sie vielleicht begangen haben, für die Gott sie jetzt straft. Diese Art des Fragens entspricht uns Menschen. Wir brauchen Erklärungen, um besser verarbeiten zu können, was uns geschieht. Doch dass Gott uns mit Krankheiten oder Behinderungen strafen will, ist die falsche Antwort.

3

Ganz anders ist die Art, wie Jesus den Blindgeborenen wahrnimmt. Die Frage nach der Schuld wischt er mit einem Satz vom Tisch: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern.“ Die Sünde steht in keinem Zusammenhang mit unseren Krankheiten, Gebrechen oder Behinderungen. Schon im Buch Hiob wird das deutlich. Hiob, der ein äußerst gottesfürchtiger Mann war, erleidet trotzdem alles Leid der Welt, er wird schrecklich krank, verliert seinen ganzen Besitz und letztlich stirbt auch noch seine ganze Familie. Hiob hadert mit Gott, denn er findet, dass er das nicht verdient hat. Er war Gott immer treu und so müsste Gott ihn dafür auch insofern treu sein, dass ihm kein Unheil geschieht. Doch da irrt sich Hiob. Leider. Wenn wir auch noch so sehr an Gott glauben und mit ihm verbunden sind, bewahrt uns das doch nicht vor Leid und Krankheit. Es wäre schön, wenn das so wäre und ich bin mir sicher, dann gäbe es auch viel mehr Christen in der Welt. Denn dann würde es sich herumsprechen, wer an Gott glaubt, bleibt gesund. Und alleine um gesund zu bleiben, würden die Menschen schon an Gott glauben. Doch so einfach macht es uns Gott nicht. Für Krankheiten gibt es viele Ursachen. Wir könnend die Anlagen dafür geerbt haben, wir können einen Virus oder Bazillus auffangen, Umwelteinflüsse tun das ihre, wir können natürlich auch unseren Körper vernachlässigen oder schädigen, indem wir zu wenig Sport machen oder zu viel Alkohol oder Kaffee trinken, zu wenig schlafen und auch unsere psychische Gesundheit kann Einfluss haben auf unseren Körper. Aber Krankheit ist keine Strafe Gottes.

Auch Corona ist keine Strafe Gottes. Wir wissen noch nicht genau, woher dieser Virus kommt, aber irgendwann werden wir erfahren, durch welche Zusammenhänge er entstanden ist. Und niemand hat das gewollt. Wir sollten auch nicht irgendwelchen Verschwörungstheorien glauben. Wir müssen mit Krankheiten und Unsicherheiten leben.

Jesus interessiert die Frage überhaupt nicht, warum dieser Mann blind geworden ist. Er schaut nicht zurück in die Vergangenheit. Stattdessen blickt er nach vorne und stellt die Frage nach dem „Wozu“:

Die entscheidende Frage ist nicht: „Wer hat Schuld?“, sondern: „Was hat Gott mit diesem Menschen vor?“ Damit steigt Jesus aus dem System aus, das sich auf Schuld und Sünde fixiert. Und wendet seinen Blick auf das, was dem konkreten Menschen in seiner konkreten Situation helfen könnte. Mit diesem anderen Blick nimmt er auch seine Jünger in die Pflicht, nach vorne zu schauen und zu handeln, wenn er zu ihnen sagt: „Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist.“ Und so kommt es anstelle eines theologischen Lehrgesprächs zu einer Heilung. Er macht den Blinden gesund und zeigt damit, welches Licht er in unsere Welt bringt.

„Es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.“

4

Aber nicht nur die Jünger erhalten eine neue Perspektive. Auch der Blindgeborene wird zum ersten Mal in seinem Leben in die Lage versetzt, mit eigenen Augen zu sehen. Es fällt auf, dass Jesus keine „Blitzheilung“ an dem blinden Mann vornimmt, sondern ihn ganz bewusst an seiner Heilung beteiligt.

Er, der sein Leben lang fremdbestimmt war, wird losgeschickt, seinen eigenen Weg zu gehen. Nachdem Jesus ihm etwas Spucke und Erde in die Augen gestrichen hat, schickt er ihn zum Teich Siloah. So macht der Blinde sich auf den Weg – mit dem Gesicht voller Dreck und Spucke, vorbei an den Passanten, die sich über diesen seltsamen Anblick vielleicht gewundert haben. Er geht los – am Anfang noch blind und tastend – aber gleichzeitig schon ausgestattet mit dem Vertrauen, dass auf ihn Heilwerden und eine neue Perspektive warten.

Er überwindet zahlreiche Treppenstufen, lässt Ängste und Scham hinter sich – die Stimmen, die ihm von Kindheit an eingeredet haben, dass er sündig und schuldig wäre. Er geht weiter – angetrieben vom Rückenwind, den der liebevolle Blick und die Berührung durch Jesus bei ihm ausgelöst haben. Schließlich erreicht er sein Ziel, wäscht sein Gesicht – und sieht zum ersten Mal die Welt mit eigenen Augen.

5

Der Weg dieses Mannes ist auch eine Ermutigung für mich. Die Ermutigung, immer wieder neu sehen zu lernen mit Augen, die nicht nach Schuld und Verurteilung suchen, sondern die Welt und das eigene Leben mit dem Blick der Liebe anschauen. Mit dem Blick, den der Berliner Lehrer auf seine Schülerinnen und Schüler hatte. Mit dem liebevollen Blick, der bei den Kindern nicht immer das sieht, was sie alles falsch machen, sondern der erkennt, wie vieles Tolles in ihnen steckt. Mit dem liebevollen Blick auf den Lebenspartner, der sich nicht ärgert, weil die Schranktüren schon wieder offenstehen und die Socken nicht aufgeräumt sind, sondern der dankbar die Vertrautheit und Geborgenheit wahrnimmt, die der andere schenkt. Mit dem barmherzigen Blick auf mich selbst, wenn ich im Getriebe des Alltags vergesse, dass mein Leben mehr ist als das, was ich leiste und mehr als das, was andere in mir sehen.

Diesen neuen Blick einzuüben, braucht Zeit und Übung. Das, was sich in der Begegnung zwischen Jesus und dem Blindgeborenen in nur wenigen Minuten abspielt, kann manchmal auch Jahre dauern. Es braucht Zeit, ganz bewusst den alten Blick zu verlernen, der auf die Vergangenheit und die Suche nach den Schuldigen fixiert ist. Unsere Augen brauchen Zeit, sich an das Licht zu gewöhnen. Der Apostel Paulus hat das im Hohen Lied der Liebe (1. Kor 13,12) so formuliert: *Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich nur stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.*

Was für eine Perspektive – was für ein Versprechen! Eines Tages werden wir in der Lage sein, die Welt und uns selbst mit Gottes liebevollen Augen anzusehen. Schon jetzt sind wir herausgefordert, diesen Perspektivwechsel in unserem Alltag einzuüben – und die Welt und uns selbst in einem neuen Licht zu sehen, um das wir bitten können: Herr, schenke uns erleuchtete Augen des Herzens!

Amen